

Thematisierungen der Fürstentümer im ersten Teil und des Fürsten im zweiten werden als Stränge oder Fäden identifiziert, die sich durch das Werk ziehen und es komplementär zusammenhalten.

Resultat sei, dass Machiavelli dadurch einen »optimalen Typus« des Fürsten präsentierte, der sowohl historische wie fiktive Erfahrungen transportiere, »mit gut und böse dramaturgisch verfahren« und »allemaal jenseits moralischer und christlicher Normen« strebe (S. 86). Während Hoegles das künstlerische Selbstverständnis Machiavellis herausstellt, wendet sich Manuel Knoll in seinem Beitrag der wissenschaftlichen und methodologischen Expertise des Florentiners zu. Nach einer ausführlichen Darlegung der langanhaltenden Debatte, ob Machiavelli als Begründer der modernen politischen Wissenschaft betrachtet werden kann, widmet er sich der Ausführung seiner These, dass Machiavelli »wie Aristoteles als Vorläufer des empirisch-analytischen Theorienansatzes begriffen werden« müsse (S. 99). Knoll geht im Rückgriff auf Aristoteles der komparativen Methode Machiavellis nach, die im Vergleich seiner aus der Geschichte wie aus seinem Staatsdienst gewonnenen empirischen Erfahrungen und den Lehren der klassischen Autoren liege. Das vorsichtige Abwägen dieser Vergleiche führe Machiavelli dann zu allgemeinen Regeln für die Praxis. Knoll exponiert Machiavelli folglich als Unternehmer einer praktischen Wissenschaft, wie Aristoteles sie in *Politik* Buch IV–VI dargestellt hatte, und begriff ihn als Neubegründer der empirischen Politikwissenschaft am Beginn der Neuzeit.

Die Machiavelli-Rezeptionen in zeitgenössischen staatsrechtlichen und philosophischen Diskursen bilden den thematischen Rahmen des dritten und umfangreichsten Abschnitts. Dadurch wird der Perspektivenreichtum des Werks Machiavellis hervorgehoben und auf fruchtbare methodische Ansätze für die aktuellen Debatten hin gewiesen. Die Herausgeber haben bewusst die Aufteilung der Beiträge nach einer »Spiegelbildlichkeit von heuristischer Relevanz« unternommen (ganz im Sinne von Machiavellis *Principe*, folgt man dem hervorragenden Aufsatz von Hoegles zur literarischen Form beim Florentiner): »Dem Wandel von Ordnung in Richtung des neuzeitlichen Staates [...] steht der Wandel von Staatlichkeit und Regieren zu einer politischen Ordnung jenseits des Staates gegenüber« (S. 28). Dem Reichtum seines eigenen Denkens wird so eine

Machiavellis durch Michel Foucault, d. h. eben nicht der konkreten Behandlung von Machiavellis Werk. Als »Kunst des Nichtlesens« bezeichnet er die Auseinandersetzung mit *Il Principe* jedoch

schiebt als wichtiges Werk oder Text einer Ideenge-Problematierungen – in diesem Fall der Problematisierung von Regierungskunst. So »konsolidiert sich«, laut Foucault, »der Diskurs über die Regierungskunst über ihr negatives Verhältnis zu Machiavellis *Il Principe*« (S. 199). Dadurch trete die eigentliche Analyse des Werks Machiavellis in den Hintergrund zu Gunsten eines Diskurses der Formen politischer Vernunft, die sich gegen den Entwurf im *Principe* und seine mittelalterliche Fokussierung auf Macht und Monarch abgrenzen. Im Abschluss geht Pier Paolo Portinaro auf den postmodernen Imperialdiskurs ein, der besonders prominent durch Antonio Negris und Michael Hardts *Empire* angestoßen wurde. Portinaro verweist damit zum einen auf eine gewisse Aktualität, die im Denken über Reiche beim Florentiner liege, zeigt jedoch gleichzeitig – mit Rekurs auf Machiavellis Thukydid-Reszeption –, dass das Theoretisieren über Imperien keine Priorität beim Florentiner eingenommen hat und beschließt den Band mit einer kritischen Bilanz, was die zeitgenössische Anknüpfung Machiavellis an die Theorien der internationalen Beziehungen angeht.

Die Sammelbandbeiträge zeigen deutlich die Vielseitigkeit des Florentiner Diplomaten, Philosophen, Dichters und Staatsdenker. Die methodisch wie philosophisch bedeutenden Facetten in seinem Denken, als auch die Anknüpfung, die an seine Theorien in vielfältiger Weise in den zeitgenössischen Debatten unternommen werden, finden hier Belege. Dabei wird jedoch auch kritisch darauf verwiesen, dass dem Florentiner im zeitgenössischen Staatsdiskurs nicht immer zurecht die Ehre zukommt, Urvater moderner Ideen zu sein. Sondern dass auch sein Blick auf das gerade entstandene moderne Gesellschaftsverständnis noch durch sein dominantes Interesse für die Antike geprägt war. Das von Knoll und Saracino vorgelegte Konzept beweist, dass nicht nur die Politikwissenschaft, sondern auch die Philosophie und Literaturwissenschaften im Werk des Humanisten auf fruchtbaren Boden treffen. Es bleibt daher zu hoffen, dass das Studium des Denkens der Renaissance und Machiavellis sich in Deutschland selbst in naher Zukunft einer Renaissance erfreuen darf.

Phillip H. Roth

Olaf LEISSE (Hg.): *Die Türkei im Wandel. Innen- und außenpolitische Dynamiken, Baden-Baden: Nomos, 2013, 497 S., 84 €*

Das von Olaf Leisse herausgegebene Buch über die *Türkei im Wandel* versammelt auf knapp 500 Seiten 19 Beiträge (inklusive des vom Herausgeber verfassten Einleitungsteils). Ziel ist es, die »innen- und außenpolitische Dynamiken« des gegenwärtigen »Transformationsprozess(es)« aufzuzeigen (S. 9), den die Türkei laut Herausgeber durchmacht. Dem im Untertitel formulierten Vorhaben entsprechend werden drei Themenkomplexe behandelt. Je sieben Aufsätze beschäftigen sich zunächst mit der Außen- (1. Teil) und dann mit der Innenpolitik der Türkei (2. Teil). Vier weitere Arbeiten widmen sich abschließend dem besonderen Verhältnis zwischen Türkei und Europa (3. Teil). Leider wird diese Struktur im weiteren Verlauf nicht kenntlich gemacht; die Dreiteilung des Buchs ist nur aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich.

In seinem Eröffnungsbetrag formuliert Leisse die Ausgangshypothese, dass der politische, zumindest bzw. vor allem der innenpolitische Wandel der Türkei »extern induziert« sei (S. 9). Begonnen habe der Wandel mit »der Gründung der Partei für Gerechtigkeit und Aufschwung, AKP, am 14. August 2001« (S. 15). Leisse sieht dieses Datum als Beginn »einer[ne] neue[n] politisch[en] Zeitrechnung für die Türkei« (S. 15). Denn die AKP wurde in kurzer Zeit mehr und mehr zur politisch dominierenden Kraft/Macht, die dadurch zum einen ihren »konservativ-islamischen« Kurs forcieren und durchsetzen, zum andern aber auch den Beitrittsprozess zur EU vorantreiben konnte, nicht zuletzt um so die eigene, demokratisch legitimierte Position »zuungunsten des prowestlichen Militärs« weiter zu stärken und zu zementieren (S. 18). Zudem versucht Leisse nachzuweisen, dass die Europäisierung die *Türkei im Wandel* viel stärker prägt, als zumeist angenommen wird, und zwar »ohne Aussicht auf Belohnung in Form eines Beitritts« (S. 32).

Die sieben Beiträge, die sich mit der Außenpolitik der Türkei beschäftigen, reflektieren den Versuch, die beiden Intentionstränge/Narrative von Islamisierung und Europäisierung außenpolitisch zu verankern und zu verbinden. Des Weiteren werden bi- und multilaterale Beziehungen und Beziehungsmuster zu einzelnen Ländern/Ländergruppen analysiert, die für die Türkei traditionell

Im zweiten Teil werden solche Fragen wie die von W. Jarczyk behandelt, die nach den Konsequenzen aus der polnischen Krise für den deutschen Vereinigungsprozess fragt oder darlegt, ob die sowjetische Führung tatsächlich im Herbst 1983 einen atomaren Großangriff der NATO befürchtete und ob die Welt damals am Rande eines Atomkrieges stand. Hierauf gibt M. Krämer eine sachkundige Antwort. In der Tat befand sich die Welt damals am Rande eines Atomkrieges.

Der dritte Komplex behandelt die Einbeziehung der Bundesrepublik in die NATO in den 1970er und 1980er Jahren (T. Geiger). In einer Studie von J. Baer werden die blockinternen Koordinationen innerhalb des Warschauer Vertrags unter besonderer Berücksichtigung der Stellung der DDR in diesem System behandelt.

Im vierten Komplex ist der Beitrag über Widerstand, Opposition und Dissidenz in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR von R. Eckert erwähnenswert. Während sich im Teil 5 ein Beitrag mit der NVA-Operationsplanung für Norddeutschland in den Jahren 1983 bis 1988 beschäftigt (S. Lautsch), behandeln zwei Aufsätze NATO-Operationsplanungen.

Von besonderer Relevanz für die aktuellen Debatten über die Geschichte der internationalen Beziehungen sind die drei Beiträge des letzten Komplexes. Hier werden Themen der deutschen Systemkonkurrenz in Ländern der Dritten Welt behandelt. Auf diesem Gebiet gibt es noch viel zu wenig aussagefähige Analysen. Ein Teil der Desiderata wird hier abgebaut und zugleich Anregungen für weiterführende Studien geboten.

R. Deckert setzt sich mit den militärischen Beziehungen der beiden deutschen Staaten zum Sudan auseinander und möchte diesen komplizierten Sachverhalt als »Extrembeispiel« für das Verhältnis von Bundesrepublik und DDR zur Dritten Welt verstanden wissen. Diese Darstellung, die durch ihre fundierte Argumentation überzeugt hat angesichts der aktuellen Entwicklungen im Sudan, speziell im Süden des nordafrikanischen Landes, eine besondere politische Brisanz.

K. Storkmann stellt die Militärhilfen der DDR für die Dritte Welt dar. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass das militärische Engagement der DDR weit geringer war, als in der »alten« Bundesrepublik kolportiert. Dennoch gab es Militärhilfen für nationale Befreiungsbewegungen und junge Nationalstaaten in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Im Fokus der Ausführungen von J. Verber stehen die beiden deutschen Außenpolitiken gegenüber der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika, das heutige Namibia. So interessant und aufgrund der Auswertung der vielfältigen historischen Dokumente, nicht zuletzt von Zeitungen, Zeitschriften und Presseinterviews von Parteien, fällt auf, dass dem in den USA lehrenden Verfasser substantielle bereits zur Thematik vorliegende Studien (Sammelband-Aufsätze, Zeitschriftenartikel, Monographien), von denen die ersten schon in den 1990er Jahren in Deutschland erarbeitet worden sind, anscheinend unbekannt sind. Das ist zu bedauern, handelt es sich doch um eine durchaus bedeutsame Untersuchung, die allerdings wegen der Ignorierung der Fachliteratur nicht in den internationalen Forschungsstand eingebettet ist.

Insgesamt bieten alle siebzehn Beiträgen die relevanten Diskussionen voranbringende Forschungsergebnisse, die jedoch in Methodik und Konzeption sehr unterschiedlich sind. Sie bieten aber jeder für sich eine in der Regel exzellente Analyse des Standes der Forschungen zum deutsch-deutschen Verhältnis in den letzten zwei Jahrzehnten der staatlichen Trennung unter besonderer Berücksichtigung der Einbindung in ihre jeweiligen politischen Verpflichtungen.

Ulrich van der Heyden

Manuel KNOLL / Stefano SARACINO (Hg.),
Niccolò Machiavelli. Die Geburt des Staates
(Staatsdisserse 11); Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2010, 235 S., 42,00 €

In einer Vorrede aus der Zeit von 1887/88 zu einem nie geschriebenen »tractatus politicus« notierte der berühmte deutsche Denker Friedrich Nietzsche: »kein Philosoph [wird] darüber in Zweifel sein, was der Typus der Vollkommenheit in der Politik ist; nämlich der Machiavellismus.« Nietzsche, der in seinem Denken dem berühmten Florentiner der Renaissance durchaus verwandt war, pries vor allem »den unbedingten Willen, sich nichts vorzumachen und die Vernunft in der Realität zu sehen.« Dass solche Einschätzungen den »Machiavellismus«, als einer Lehre, die der Machtpolitik den Vorrang vor moralischen Werten gibt, vermehrt in ein schlechtes Licht gerückt haben, ist bekannt. Auch die zeitgenössische Relevanz des Florentiners bleibt scheinbar fraglich, wenn »[a]uch noch

Leo Strauss bekannt«, dass »Machiavelli ein »Lehrer des Bösen« war (S. 10) – obwohl zu bezweifeln ist, dass dies Strauss' letztes Urteil über Machiavelli war.

Der von Manuel Knoll und Stefano Saracino herausgegebene Band pflichtet diesem Vorurteil gestrotzt nicht bei. Die Herausgeber haben Arbeiten von Philosophen, Politikwissenschaftlern, Historikern und Literaturwissenschaftlern zusammengetragen mit dem Ziel, einer Entwicklung entgegen zu wirken, durch die die Erforschung des politischen Denkens der Renaissance allgemein und die Machiavelli-Rezeption im speziellen in Deutschland »in die Defensive geraten« sei (S. 25). Belegt werde dies dadurch, dass es in den letzten Jahrzehnten kaum deutschsprachige Forschungsliteratur zum großen Florentiner des 15. und 16. Jahrhunderts auf die internationale akademische Bühne gebracht habe. Die Gründe dafür würden in aktuellen Entwicklungen der Geisteswissenschaften etwa hin zu eher praxisorientierter Forschung liegen. Kein Zweifel, dass dort ein »Lehrer des Bösen« keinen Anklang finden könnte. Doch Knoll und Saracino konstatieren auch, dass die »vorherrschende Auffassung, nach der Machiavelli die Politik von der Moral trennt« (S. 11) fragwürdig sei und differenzierte Betrachtungen erfordere, die in ihrem Sammelband dann auch exemplarisch geliefert werden.

In ihrer Einleitung geben die Herausgeber eine Zusammenfassung der dominierenden Positionen in der Machiavelli-Forschung von Quentin Skinner und der Cambridge School bis hin zu Herfried Münkler – einer der wenigen deutschsprachigen Autoren, der es mit einem Buch zum berühmten Florentiner in den internationalen Rang der Wissenschaft gebracht hat. Dadurch wird ein guter Überblick über den Stand der Machiavelli-Forschung besonders in Deutschland vermittelt und gleichzeitig eine knappe Einführung in seine politische Philosophie gegeben.

Im ersten Abschnitt des Bands wird das Denken des Humanisten in den Kontext seiner Zeit gestellt, um, so Knoll und Saracino, »Machiavelli und allgemein dem politischen Denken der Renaissance gerecht werden zu können« (S. 26). Eckhard Kießler untersucht dabei in seinem Beitrag die moralphilosophischen Vorläufer Machiavellis. Er gibt eine Zusammenfassung der wichtigsten italienischen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts und verortet Machiavelli »experimentelle Moral«

vor allem in dem Einfluss von Francesco Petrarca. Thomas Maissen untersucht eingehend den Staatsbegriff Machiavellis. Er untersucht mit philologischer Akribie die genaue Begriffsverwendung von »stato« im Werk des Florentiner Staatsdenkers im Verhältnis zu seinen politischen Ordnungsideen. Er wendet sich mit der Arbeit sowohl gegen Quentin Skinner (und J. G. Pocock) wie auch Harvey Mansfield, die sich schon entschieden dieser Problematik gewidmet haben. Mansfield betonte, dass Machiavellis »stato«-Begriff nicht als Vorläufer des modernen Verständnisses eines »impersonal state« gelten könne, auch wenn er im Vergleich mit Aristoteles durchaus bedeutende Differenzen zum klassischen Staatsbegriff aufweise. Für Maissen hat »stato bei Machiavelli dagegen« aus sich selbst heraus eine Majestät [...], die nicht mit der Würde des Herrschers zusammenfällt, sondern diejenige einer Institution ist« (S. 62). Die Cambridge School hatte »stato eng an die Vorstellungen republikanischer Ordnung gebunden und damit besonders den Staatsbegriff der *Discorsi* als wegweisend für ein modernes Staatsverständnis gesehen. Maissen konstatiert dagegen gerade die Bedeutung der autoritären Seiten des »stato«-Begriffs mit seinem regulierenden Moment als entscheidend für die Entwicklung der modernen Staatsidee.

Die Beiträge des zweiten Teils widmen sich der literarischen Form Machiavellis und seiner wissenschaftlichen Methode. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Dirk Hoeges. Er untersucht in seinem Text das ästhetische Kalkül, das Machiavelli in seinem vermeintlichen Hauptwerk *Il Principe* angewendet habe und liefert dadurch ein äußerst differenziertes Bild vom Florentiner Schriftsteller und Theoretiker. Geleitet ist Hoeges von der einleuchtenden und durchaus ernst zu nehmenden These: »Der Formenreichtum des Gesamtwerks kompromittiert mithin jede nur politkifizierte instrumentelle Reduzierung seiner Texte generell wie des *Principe* im besonderen« (S. 75). Hoeges enthüllt erstaunliche Kompositionsfinessen in dem schmalen, unkonventionellen Fürstenspiegel und verweist auf ihre funktionale Bedeutung für die inhaltliche Auslegung. So spiegeln sich etwa die historischen Beispiele der ersten 13 Kapitel in Art und Zahl mit denen in den folgenden 13 Abschnitten. Auch Kompositionsparallelen zum Handwerk des Webens im 14./15. Jahrhundert werden herausgestellt. Die verschiedenen